



DIÖZESE
INNSBRUCK

Digitales Archiv

Stunde der Dankbarkeit

1997

Digitales Archiv

Shelf Mark: 1.3.1.33.64

CC-BY-NC-ND-Lizenz (4.0)

Creative Commons Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitung 4.0 International Lizenz

[urn:nbn:at:at-dai-21558](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:at:at-dai-21558)

Chrisammesse 1997
Dom, 9.30 Uhr

Liebe Freunde!

Die Chrisammesse ist für mich eine Stunde der Dankbarkeit gegenüber dem Presbyterium und dem Diakonat in unserer Diözese – diesmal mit einem besonderen Akzent. Ich habe so viel Mitbrüderlichkeit, Loyalität, Pflichtbewußtsein, Eifer mit den Kranken, Bemühtsein um Menschen und pastorale und menschliche Offenheit erlebt, daß ich dafür danken muß. Ich danke auch für redlich als Charisma gelebten Zölibat, für alle Treue trotz zeitwidriger Umstände. Und ich möchte diesen Dank nicht nur in der Predigt zum Ausdruck bringen, ich möchte ihn auch vor dem Herrn am Altar sagen. Natürlich haben wir in unseren Reihen auch Defizite, von denen kein Stand der Kirche ausgenommen ist. Aber manchmal waren es gerade die Schatten in manchen Lebensgeschichten, die eine große Chance geboten haben.

Es ist uns wohl allen klar, daß ein guter Teil der hier anwesenden Generation in Kirche und Welt derartige Veränderungen erlebt hat, wie sie früher in vielen Jahrhunderten vor sich gegangen sind. Veränderungen bringen immer Belastungen mit sich, weil der Mensch nun einmal die Wanderung in fremde Welten mit Ängsten beantwortet – das war schon bei der Wüstenwanderung des auserwählten Volkes so.

Ich glaube aber, daß diese Veränderungen im Ganzen gesehen die Vorstellungen vom Priestertum nicht korrumpiert, sondern eher vertieft haben. Das sage ich, obwohl wir heute aus verschiedenen Gründen nicht gerade ein überschwemmter Berufsstand mit Wartelisten sind. Die Zeiten haben uns sozusagen einige Akzente nahegelegt – und ich glaube, daß Gottes Vorsehung dahintersteht.

1. Eine scheinbare Einbuße:

Das Understatement an Würdebewußtsein

Man fühlt sich gegenüber früheren Zeiten nicht mehr so herausgehoben und standesbewußt. Manche haben das als großen Verlust quittiert, als Aufgabe der priesterlichen Identität und einen Abbau heiliger Ordnung. Aber wer genauer hinsieht, der weiß, daß klerikales Standesbewußtsein eine späte und nicht in allem unbedenkliche Entwicklung war. Die frohe Botschaft weiß wohl vom Geheimnis der Handauflegung, der Weitergabe von Verantwortung, Vollmacht und Amt. Aber das „hiereus“ wird im Neuen Testament nur von Christen gebraucht – und von sakralen Rängen bei Juden und Heiden. Die Bezeichnungen für die kirchlichen Ämter und Dienste sind eigentlich alle aus dem weltlichen Bereich genommen: „apostolos“ (Gesandter), „episkopos“ (Aufseher), „Presbyteros“ (Ältester), „Diakonos“ (Diener) ... Wenn im Neuen Testament vom Priestertum die Rede ist, dann dominiert in der Offenbarung das allgemeine Priestertum der Christen, realisiert im Walten und Wirken aller Getauften zur Heiligung der Welt. Diesen letzteren Gedanken hat das II. Vatikanum wieder besonders aufgegriffen. Und damit ist der Trend der vergangenen Jahrzehnte gekennzeichnet von dem, was man Klerikalismus nennt – dem wir nicht nachtrauern sollten. Das ausgesprochene Understatement an Würdebewußtsein entspricht auch ganz der Dienstgesinnung, die Christus immer wieder in akzentuierter Weise von seinen Jüngern fordert und bei jeder Gelegenheit einmahnt.

2. Eine Herzerweiterung:

Neue Tuchfühlung nach der Seite hin

Wir haben es alle durch die Jahre herauf erlebt: Kirche kann nur existieren in einem selbstverständlichen, von Respekt und gemeinsamen Glauben getragenen Miteinander mit Frauen und Männern, die bereit sind, für das Reich Gottes Verantwortung mitzutragen. Ja es

ist heute so, daß man wohl sagen müßte: Die Fähigkeit zur Kooperation, zum Motivieren und zum Tun-Lassen der anderen ist heute eine unbedingte Voraussetzung zur Weihe des Seelsorgepriesters. Und diese Kooperationsfähigkeit muß naturnotwendig mit Weite verbunden sein. Die Gefahr kleiner Eliten (die auch ihre Funktion haben) besteht ja darin, daß sie doch wieder für sich einen geschlossenen Kreis bilden, äußerlich und manchenmal auch geistig. Der Seelsorger einer Gemeinde aber hat den ganzen Regenbogen der verschiedenen Einstellungen zur Kirche vor sich. Eifrige (manchmal auch Übereifrige), Aktive, Kritisch-Aktive, Traditionsbewußte, Tieftreue, Brauchtumsbewegte und Newcomer, Kirchenbeitragsgrantler, Entfremdete und Verletzte ... Alles ist da. Jeder Pfarrer hat das Arche-Noah-Erlebnis: Von jeder Art ein Pärchen ...

Und deshalb ist heute vom Seelsorger eine Offenheit gefordert, die Grenzen erst dort setzt, wo sie unbedingt gesetzt werden müssen – und nicht früher. Wir brauchen keine Angst vor dieser Offenheit zu haben. Der Herr hat sie vorgelebt: Am Brunnen von Sichem mit der Samaritanerin, beim königlichen Hauptmann von Kapharnaum, bei der verzweifelten phönikischen Mutter im heidnischen Land ... Wir haben es alle zu spüren bekommen und erleben es jeden Tag, daß der Herr diese verstärkte Tuchfühlung zur Seite hin von uns verlangt und daß die Zeit des die Gemeinde beherrschenden Paschas vorbei ist. Auch für diesen Trend gibt es eine theologische Formulierung, auf die das Konzil den Akzent gelegt hat: Kirche der *Communio*, Kirche des heiligen Miteinander ...

3. Eintauchen in die Tiefe:

Durchsicht auf Christus hin

Wir sind die Seelsorgegeneration, die zu spüren bekommt, daß man der Kirche als Institution mit zunehmender Reserve begegnet. Das hat viele Gründe, die wohl zum Teil in der Gesamtentwicklung der Gesellschaft (Institutionen sind nicht gefragt), zum Teil in innerkirchlichem Fehlverhalten und zum Teil in dem ausgeprägten Individualismus liegen, der die Szene beherrscht. Trotz uns der Hausverstand sagt, daß es weder im sozialen noch im religiösen Leben ohne Institution geht, trennt man sich heute doch sehr leicht von ihr. Als meine Generation in der Kirche antrat, blies uns der Wind ins Gesicht. Heute bläst er uns in gewisser Weise wieder ins Gesicht. Wir erleben bis in den Bereich der Politik hinein – ich erinnere nur an die Sonn- und Feiertagsfrage – daß man Einwände aus religiöser, sozialer oder menschlicher Überlegung glatt überfährt. Die Zeit fordert uns heraus, und zwar fordert sie vor allem unsere Glaubwürdigkeit.

Ich glaube nicht, daß man sie mit sorgfältiger Imagepflege und Selbstdarstellungen aller Art erwirbt. Nein, um was wir uns bemühen müssen ist Durchsichtigkeit, Transparenz auf Christus hin. Wir sind nur für ihn da. Institution ist kein Selbstzweck. Leitungsgewalt und Vollmacht, Ränge und Organisation – das alles hat keinen Selbstzweck. Es hat nur einem zu dienen. Christus. Und um diese Transparenz müssen wir bemüht sein. Wir müssen davon durchdrungen sein, daß wir nicht für uns da sind, sondern für den Herrn und für das, was der Herr in den Menschen wirkt. Alles muß auf den Herrn hin zentriert sein: Unsere Bildung – Einstieg in die Schrift, große Theologie, die den Blick aufs Wesentliche hin behält. In der Pastoral: Das Heil der Menschen. In der Gesellschaft: Das Wohl des Menschen, für den Christus gelitten hat. Und alles sollen wir im Gebet immer wieder zu diesem Christus tragen, die Verbundenheit des Herzens mit Ihm suchen, alles auf Ihn werfen ...

Das sind drei Akzente, die uns die Zeit in unserem Priestersein nahelegt: Ein wenig Understatement im Würdebewußtsein zu Gunsten einer dienenden Haltung. Einen erhöhten Sinn für *Communio*, für Tuchfühlung und Kooperation mit allen und eine deutlichere Transparenz auf Christus hin, der ja bei den Abschiedsreden gesagt hat, das Er der Weg, die Wahrheit und das Leben sei.